

Wenn Politik die Medien lenkt

„Die Grenze im Kopf“: Ein Buch versammelt Interviews mit DDR-Journalisten und zeichnet ein vielstimmiges, differenziertes Bild damaliger Medien. Zur Gegenwart der Vergangenheit fragt es nicht.

VON ROBERT SCHRÖPFER

CHEMNITZ – Als der Historiker Hans-Ulrich Wehler vor drei Jahren den Nachkriegsband seiner fulminanten „Deutschen Gesellschaftsgeschichte“ vorlegte, begründete er seinen Verzicht darauf, die DDR ebenso umfassend wie die Bundesrepublik darzustellen, mit dem Hinweis, dass sich eine Auseinandersetzung ohnehin kaum lohne. Schließlich habe es sich bei diesem Staat nur um eine sowjetische Satrapie gehandelt, eine von sich aus nicht lebensfähige, heute kaum mehr relevante Diktatur, die man getrost den Forschern in florierenden, aber im Grunde wenig relevanten universitären Nischen überlassen könne.

Ganz ähnlich scheint es sich im Fach Mediengeschichte mit dem Denken über den DDR-Journalismus zu verhalten, zumindest wenn man dem Kommunikationswissenschaftler Michael Meyen folgt. Ob „Wasserträger des Regimes“, „Weiterleiter“, „willfährige Propagandisten“ – die Urteile über den DDR-Journalismus seien längst gefällt. Und wer die Forschung nicht kenne, wisse wenigstens um Lenins Formel vom „kollektiven Propagandisten“ oder um das „Rote Kloster“, die Sektion Journalistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig, die einstige „Brutstätte“ für den Beruf. Eine umfassende Geschichte des DDR-Journalismus aber gebe es bisher nicht.

Michael Meyen, 1988 bis 1992 selbst Studierender der Leipziger Journalistenausbildung und heute Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität München, hat sich gemeinsam mit Mitarbeiterin Anke Fiedler dennoch – oder gerade deshalb – in einer Studie den Akteuren des DDR-Journalismus zugewendet. Unter dem Titel „Die Grenze im Kopf“ liegen nun 31 Interviews mit DDR-Funktionären und Journalisten in einem Band vor, der Motivationen, Lebensläufen und rückblickenden Bewertungen nachgeht,



DDR-Fernsehstar Heinz Florian Oertel (l.) 1974 im Studio seiner Sendung „Porträt per Telefon“.

FOTO: DDR-FERNSEHEN/ARCHIV

aber auch Abläufen im damaligen Tagesgeschäft und der Entwicklung des DDR-Journalismus überhaupt.

Viele der Befragten stammen dabei aus der redaktionellen Leitungsebene, wovon sich die Forscher einen größeren Einblick in die Machtstrukturen versprechen, aber aus jeweils verschiedenen Medien, dem „Neuen Deutschland“ und der „Jungen Welt“, dem DDR-Fernsehen und dem Agitationsapparat, sowie aus verschiedenen Generationen.

„Wir wissen, wo wir hier Fernsehen machen.“

Heinz Florian Oertel DDR-Sportreporter

Journalisten der Aufbauzeit wie der spätere Berliner Parteichef Günter Schabowski, die Ende der 1940er-Jahre den radikalen Bruch mit der nationalsozialistischen Vergangenheit suchten und sich deshalb der DDR zuwandten, beschreiben ihr damaliges Berufsverständnis oft als das eines Funktionärs. „Die Partei braucht dich jetzt bei der Zeitung“, habe man ihm erklärt, berichtet Arnolf Kriener, einstiger ND-

Landwirtschaftsredakteur. Bei anderen, gerade den jüngeren Generationen spielten bei der Berufswahl auch Klischees von der Weltläufigkeit, vom Abwechslungs- und Einflussreichtum des Reporters eine Rolle, die sich weniger auf DDR-Erfahrung stützten als auf ein vom Westfernsehen vermitteltes Bild. Vorstellungen, die sich in der Realität der „Anleitungen“ und Selbstzensur dann oft als Wunschdenken herausstellen sollten.

Das „Neue Deutschland“ und das DDR-Fernsehen, so berichten viele übereinstimmend, wurden unmittelbar aus dem SED-Zentralkomitee gelenkt, Meldungen und Kommentare nicht nur zensiert, sondern zuweilen gar von Parteichef Erich Honecker persönlich verfasst. Effektiver noch aber dürfte die Schere im Kopf gewesen sein. „Es gab in diesem Land eine Übereinkunft: Wir wissen, wo wir hier Fernsehen oder Radio machen, und wir wissen, wie weit wir dabei gehen können“, sagt Heinz Florian Oertel, beliebter Sportreporter und DDR-Fernsehstar.

Viele betonen, wie verschieden Vorgesetzte politische Vorgaben durchzusetzen versuchten. Und während die Ost-CDU und ihr Zentralorgan „Neue Zeit“ die offizielle Linie verhältnismäßig strikt handhabten, probierten die LDPD unter Man-

fred Gerlach und „Der Morgen“ zaghaft, aber immerhin einen Kurs größerer Eigenständigkeit.

Zu lernen ist so, dass sich das Schwarzweiß, das die heutige Perspektive oft bietet, in der Nahsicht als ein Spektrum verschiedener Grautöne erweist. Dass der Grad der Einflussnahme von den Konjunkturen des DDR-Staats, vom Medium und konkreten Personen abhing. Dass auch Journalisten Grenzen auszuloten versuchten und die Biermann-Ausbürgerung 1976 für viele einen Einschnitt bedeutete, dass aber eine grundsätzliche Übereinstimmung mit dem Staat und seinen Zielen Berufsvoraussetzung war und ein Journalist kein Dissident. „An mir und meiner Haltung hatte niemand etwas auszusetzen“, erklärt etwa der langjährige ND-Sportchef Klaus Huhn, und er steht damit für viele.

Meyen und Fiedler sprechen nicht von einem Journalismus im eigentlichen Sinne in der DDR, der ein unabhängiges gesellschaftliches Feld darstellen würde. Vielmehr sei der gelenkte Medienapparat ein Teilbereich des politischen Feldes gewesen, letztlich „PR im Unternehmen DDR“. Diese Zugehörigkeit und Abhängigkeit, so argumentieren die Autoren, seien es aber, weshalb den DDR-Medien in der zeitgeschichtlichen Forschung gerade ein höherer

Stellenwert als nur die Nutzung als Quelle eingeräumt werden müsse.

Ein Manko der Studie aber bleibt, dass die Betrachtung nur selten Verbindungen zur Gegenwart zieht. Zwar befragen Meyen und Fiedler die Akteure nach einem Resümee, und ob sie sich selbst als Wendeverlierer oder -gewinner sehen. Doch wie Produktions- und Rezeptionsmechanismen nachwirken, ob Verhaltensweisen gar fortgeschrieben werden oder ob ein Bruch erfolgte, diese Fragen bleiben offen, obwohl die Autoren selbst anmerken, dass viele Akteure gerade der jüngeren Generation heute bei RBB und MDR sowie in ostdeutschen Regionalzeitungen tätig sind. Und wenn Joachim Kirmis, Ex-Redakteur der LDPD-Bezirkszeitung in Halle, sich brüstet, dass die Prägung der ostdeutschen Bevölkerung durch den DDR-Journalismus bis heute in einer Tendenz zum Linkspartei-Wählen und zum Pazifismus spürbar sei, ist das eine starke Behauptung, der nachzugehen wäre.

Hier beginnt – auch mit Blick auf Wehlers Verdikt – die eigentliche Relevanz einer Forschung über die DDR: inwiefern es eine Gegenwart der Vergangenheit gibt.

DAS BUCH M. Meyen/A. Fiedler: **Die Grenze im Kopf**. Panama Verlag. 400 S. 24,90 Euro.